

REBECCA MARIA SALENTIN

Schuld
war
Elvis

Roman



C. Bertelsmann

REBECCA MARIA SALENTIN

Schuld
war
Elvis Roman



REBECCA MARIA SALENTIN

Schuld war Elvis

Roman

C. Bertelsmann

Dieses Werk wurde gefördert mit den Mitteln
der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen
und der Kulturstiftung Sachsen-Anhalt.

1. Auflage

© 2015 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: buxdesign, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-13762-5

www.cbertelsmann.de

ERSTER TEIL

Zweibechele oder wie alles mit zwei Schüssen begann

Und Hebron schrie.

Der Griff der Hebamme um die gekrümmten Beine des Säuglings war fest und grob, sie wollte die Geburt nun endlich abhaken, die werdende Mutter hatte nach ihrem Geschmack zu viel und zu laut geschrien, und Kinder, die sich derart Zeit ließen, konnte sie grundsätzlich nicht leiden.

Sie maß das Kind, indem sie es kopfüber baumeln ließ, wog es und legte ihm ein Meterband um den Kopf, bevor sie das schreiende Mädchen badete, dann in ein Moltontuch schlug und der verschwitzten Mutter in den Arm legte.

Diese war froh über das Geschrei, nahm sie doch folgerichtig an, es zeuge von einer guten Gesundheit des Neugeborenen. Liebevoll betrachtete sie das hochrote Köpfchen, das weit aufgerissene Mäulchen, die dunkel verklebten Härchen. Der Anblick ihres Frischgeborenen löste eine Welle von Glücksgefühlen in ihr aus, die mit einer Intensität über ihr zusammenschlug wie nie zuvor etwas in ihrem Leben.

»Hebron«, flüsterte sie dem schreienden Bündel zu, »wie habe ich mich nach dir geseht, meine Hebron.«

Die Freude über das von guter Gesundheit zeugende Geschrei verging ihr jedoch bald, denn Hebron schrie in ihren ersten Lebensmonaten konsequent und durchgehend, ein unerträgliches Gewimmer, durchbrochen nur durch kurze Ruhephasen, in denen das Kind schlief oder trank.

Hebron schrie tagsüber, wenn sie im Kinderwagen lag, den ihre Mutter mit dem Rest der geblühten Wohnzimmertapete ausgeschlagen hatte. Es interessierte sie nicht im Geringsten, ob sie in diesem Wagen durch die Fußgängerzone des kleinen Städtchens mit seinen hässlichen Fünfzigerjahre Klinkerfassaden oder unter den wogenden Baumspitzen des Hürtgenwalds entlanggeschoben wurde. Hebron schrie auch im Tragetuch, das die alternative Hebamme, die immer einen einzelnen Federohrring trug und von einer leichten Räucherstäbchenduftwolke umgeben war, Hebrons Mutter Meggy in der Stillgruppe ans Herz gelegt hatte.

Hebron schrie im Garten, wo Meggy den Stubenwagen unter dem blütenbedeckten Sauerkirschbaum abstellte; und an diesem Geschrei war nicht einmal die Nachbarskatze schuld, die es sich so gerne auf Hebron bequem machte, im Gegenteil, die fette Katze sorgte regelmäßig dafür, dass Hebron endlich einmal ruhig war, woran Meggy merkte, dass etwas nicht stimmte und rufend und Hände klatschend in den Garten rannte, um das faule Tier zu verjagen, worauf Hebron, mit knallrotem, einige Male auch schon leicht blauem Gesicht noch lauter in die Welt schrie.

Hebron schrie auch nachts, und dabei war es ihr gleichgültig, ob Meggy sie in ihren Armen oder in der Wiege schaukelte, sie schrie, bis Meggy ihr Nachthemd aufknöpfte und Hebron an die geschundene Brust legte. Wollte Meggy ihre Brüste wenigstens eine Stunde schonen, dann schrie Hebron, bis sie vor Erschöpfung in einen kurzen Schlummer fiel, aber selbst dieser war durchbrochen von Schluchzern, deren kläglicher Ton Meggy im Herzen wehtat; das arme Würmchen tat ihr leid, wenn sie auch des Geschreis müde war.

Aber was immer sie auch versuchte, kein Tee, keine Bauchmassage und keine Wärmflasche verschafften Hebron Entspannung und Meggy Ruhe.

Da Meggy das Kind also nur mithilfe ihrer Brust ruhigzustellen vermochte, wurde Hebron dick und rund, Fett bildete sich an Armen und Beinen, und Meggy hatte Mühe, die kleinen Fältchen zwischen den Speckrollen an Hals und Gliedmaßen zu säubern.

Als Hebron neun Monate alt war, hörte sie endlich mit dem Geschrei auf und entdeckte das Essen in festerer Form für sich.

Hebrons Leben stand von Anfang an unter einem Stern, den man nicht unbedingt schlecht nennen konnte, aber ihn als gut zu bezeichnen, würde ihren folgenden Lebensjahren nicht gerecht werden. Bloß wie genau man diesen Stern über Hebrons Geburtsstunde oder vielleicht auch den über der Millisekunde ihrer Zeugung bezeichnen konnte, in der das hasserfüllte jüdische Spermium auf das durch eine erzkatholische Erziehung geprägte Ei traf, das würde Hebron ihr Leben lang nicht zu benennen wissen.

Als sie die ersten Lichter von Tel Aviv durch das Fenster des Flugzeugs unter sich aufblitzen sah und der Druck auf den Ohren während des Landeanflugs immer stärker wurde, wobei sich ihr Herzschlag vor Aufregung derart beschleunigte, dass sie fürchtete, mit ihren siebzehn Jahren einen Infarkt zu erleiden, und das, ohne ihren Vater auch nur einmal gesehen zu haben, war sie sich über eins jedoch absolut im Klaren: Ihr Leben war von Anfang an seltsam gewesen, seltsam und anders als das Leben der Menschen in ihrer Umgebung, die sie zum Vergleich nahm.

»Es gibt keine zwei vergleichbaren Leben! Niemals! Jeder Mensch ist anders!«, wird natürlich jetzt jeder aufschreien, ebenso empört wie überzeugt.

Und ja, er hat recht, und nein, hat er nicht.

Es gibt eine Andersartigkeit, die selbst unter anderen anders ist. Und unter dieser Andersartigkeit hatte Hebron von Anfang an zu leiden.

Da war allein schon der Name: Hebron Maria Magdalena Hunger. Ein Tribut der Mutter an ihre eigene Identität und die Herkunft des Vaters.

Als Meggy mit der schreienden Hebron auf dem Plastikstuhl in dem trostlosen Raum des Standesamts Platz nahm und den bereits ausgefüllten Namensschein über die graue Tischplatte schob, war es ihr Glück, dass der Standesbeamte am Morgen ein Stelldichein mit seiner Frau gehabt hatte, etwas, das in seiner fünfunddreißigjährigen Ehe zu dieser Tageszeit noch niemals vorgekommen war, und nur diesem Umstand war es zu verdanken, dass er, selig lächelnd und an seinem schalen Kaffee nippend, den Namen Hebron absegnete, ohne festzustellen, dass Hebron in seinem dicken, grau eingebundenen und

schon ziemlich abgewetzten Namensregister unter dem Buchstaben H keinesfalls zu finden war, dass Hebron kein Vorname war und sich auch eher nach einem Jungen- als nach einem Mädchennamen anhörte.

Skandalöser als den Namen empfand man jedoch die Tatsache, dass Meggy es wagte, im Lokalblatt des Städtchens namens Düren eine Geburtsanzeige zu schalten, in der sie sich, neben der Abbildung eines Maiglöckchens, offen und ausdrücklich *allein* über die Ankunft ihres Mädchens freute. Ein Affront für die braven Bürger der kleinen Stadt, die, obwohl Hebron in den späten Siebzigern des zwanzigsten Jahrhunderts geboren wurde, mit unehelichen Kindern und deren Müttern nichts zu tun haben wollten. Geschah einer Frau ein solches Unglück, hatte sie sich voller Demut und Scham zurückzuhalten, dann hatte sie die Chance, doch noch in die Ehe mit einem guten Mann einzuschiffen, aber ihr Unglück der Öffentlichkeit auch noch als Freude zu offenbaren, ging eindeutig zu weit.

Und so trafen dann auch nur sieben Glückwunschkarten in Meggys Briefkasten ein, die meisten davon aus Aachen, wo Meggy vor der Geburt ihrer Tochter im Klinikum gearbeitet hatte und wo man ein wenig fortschrittlicher dachte als in Meggys Heimatstadt. Diesen Fortschritt wussten sich ebendiese braven Bürger Dürens durchaus zunutze zu machen, die am lautesten über Hebrons Geburtsanzeige gewettert hatten, vornehmlich dann, wenn sie samstags nach dem Besuch des Aachener Doms eine kleine feine Stunde des Glücks bei den leicht bekleideten Damen in der Antoniusstraße verbrachten. Nicht umsonst gibt es in der Gegend einen gern zitierten Spruch, der, ins Hochdeutsche übertragen, in etwa heißen würde: »Gehen wir zuerst in den Puff oder gehen wir zuerst in den Dom?« – »Gehen wir zuerst in den Dom, dann müssen wir uns nachher nicht schämen.«

Hebrons Vater, dem sie ihren ersten Vornamen, wenn auch nur indirekt, verdankte, hatte nichts Besseres zu tun gehabt, als sich, nachdem Meggy ihm den positiven Schwangerschaftstest unter die Nase gehalten hatte, für eine Abtreibung auszusprechen sowie die Todesstrafe für Samenraub, jawohl Samenraub!, zu fordern, denn

nichts anderes schien ihm der wachsende Klumpen in Meggys Bauch zu sein.

Kinder bekam man seiner Meinung nach nur, wenn man wollte. Genauer gesagt: Wenn *beide* wollten. Hebrons Vater wusste, dass er nie wollen würde, aber so schon mal gar nicht, nicht von der Krankenschwester Meggy Hunger, die ihm auf der Station zu Gehorsam und im Nachtdienst zum Vergnügen zu sein hatte.

Und wenn etwas geschah, was man nicht wollte, trieb man den Zellklumpen einfach ab: kleine Rasur, kleine Betäubung, kleiner Eingriff, nichts Besonderes, immerhin ein Teil der täglichen Arbeit von Hebrons Vater, dessen Name im Übrigen Samuel Apelstejn war.

Als der Anästhesist Samuel Apelstejn feststellte, dass die Krankenschwester Meggy Hunger ihm zum ersten Mal den Gehorsam verweigerte – sah man einmal ganz von der Tatsache ab, dass sie ihn, was die Einnahme der Pille anging, schamlos belogen hatte – und keine kleine Rasur, keine kleine Betäubung und keinen kleinen Eingriff über sich ergehen lassen wollte, nein, sich mit ihren bäurischen Armen und Beinen dagegenstemmte, ihm ihren Eifeler Sturkopf mit der gesamten Kraft entgegensetzte und er zudem mit der Forderung nach der Todesstrafe für Samenraub auf verlorenem Posten stand, packte er seine Koffer, gab seinen Wohnungsschlüssel an eine fünfköpfige türkische Gastarbeiterfamilie ab und flog nach Israel, in sein heiß verhasstes, kalt geliebtes Heimatland.

Zurück ließ er den Zellklumpen Hebron und eine fassungslose Meggy Hunger, die eigentlich von einem Happy End mit jüdisch-katholischer Hochzeit ausgegangen war, denn sie war sich so sicher gewesen, dass sich jeder Mann nichts sehnlicher wünschte, als sich zu vermehren, auch wenn er das Gegenteil behauptete. Da musste eben mit den Waffen einer Frau gekämpft werden, und so ein kleines Pillchen konnte schließlich schon mal schnell vergessen werden.

Die Monate bis zu Hebrons Geburt verbrachte sie damit, ihre Schallplatten unangebracht laut durch das kleine Eifeldörfchen namens Ochsenhügel am Rande des Hürtgenwalds schallen zu lassen, sauer eingelegte Peperonischoten gläserweise zu essen und sich von ihren sechs Schwestern, deren Namen ebenso wie ihrer prosaisch kurz

und ausgefallen waren, als verlassene Schwangere bemitleiden zu lassen. Und so verbrachten Fanny, Penny, Peggy, Meggy, Sally, Betty und Daisy schöne Nachmittage, während ihre Brüder, die Zwillinge Fred und Franz, eine Wiege für das vaterlose Kind schreinerten.

Eins darf man ihr allerdings nicht unterstellen: dass sie sich nicht auf das Kind freute. Nein, Meggy Hunger, die fast dreißig Jahre alt, gutverdienend und rotwangig war und über eine eigene Wohnung verfügte, freute sich auf das Kind, denn ein Kind hatte sie sich schon lange gewünscht, und es war die Zeit, in der Frauen ihre Kinder plötzlich ohne Männer großzogen, und das nicht, weil sie Kriegswitwen oder arme betrogene Dorfmädchen mit langen Zöpfen waren, sondern weil sie es so und nicht anders wollten. Ja, sie wollten sogar so sehr darüber bestimmen, wann und wie sie ihre Kinder bekamen, dass sie dafür mit lila Latzhosen oder Batikgewändern, aber ohne BH und Bäuchen, die nur ihnen gehörten, auf die Straße gingen. Und so wollte auch Meggy sein, die vom Dorf kam: modern, frei und selbstbestimmt.

Außerdem war sie nicht die einzige Schwangere in der Familie, denn nachdem ihre älteste Schwester Fanny schon drei Söhne in die Welt gesetzt hatte, zogen nun neben Meggy auch Peggy und Betty nach. Wobei es für Betty allerdings schon die zweite Schwangerschaft war, denn sie hatte bereits eine Tochter. Die drei schwangeren Schwestern sollten alle Töchter bekommen, und diese drei nahezu gleich alten Mädchen namens Hebron, Melody und Virginia würden ein unzertrennliches Trio bilden.

Es bleibt vorwegzunehmen, dass Meggys Familie riesig war. Die meisten der neun Geschwister bekamen mindestens drei Kinder. Eine derart große Schar zu überblicken ist wahrlich nicht leicht, und so mag man sich bitte nur einen Moment lang vorstellen, wie es Meggys Eltern Josef und Clementine Hunger ging, bei denen die Bagage fast täglich abgeladen wurde.

Die eigentliche große Frage war jedoch: Wo lag der Anfang von Hebrons Leben? Im Moment ihrer Geburt? In dem ihrer Zeugung? Oder lag er in dem Moment, in dem sich die Wege ihrer Ahnen auf

eine so unglaublich unwahrscheinliche Art kreuzten, dass man es für eine besonders ausgefeilte Lügengeschichte halten würde, sollte jemand davon erzählen. Und genau dies soll hiermit geschehen. Legen wir doch den Beginn von Hebrons Geschichte auf den Moment, in dem zwei Schüsse – und zwar absolut zeitgleich, und nicht einmal weit voneinander entfernt – abgefeuert wurden.

Der erste Schuss traf den Unterschenkel des Schreinergehilfen Josef Hunger, ein richtig schöner Knochensplitterschuss, abgefeuert 1941, in einer jedoch eher als unehrenhaft zu bezeichnenden Situation.

Noch konnte Josef nicht ahnen, dass er Vater von neun Kindern werden sollte, denn als er eingezogen wurde, hatte er weder eine Freundin, geschweige denn eine Verlobte oder Ehefrau. Dennoch hatte er eine Familie, die versorgt werden musste.

Josef Hunger, breitschultrig und von stattlicher Statur trotz seines jungen Alters, war Sohn eines Schrankenwärters namens Alois, den seine Profession in die Eifel geführt hatte. Josef war das älteste der Schrankenwärterkinder, die gleichmäßig im Abstand von zwei Jahren geboren waren, bis Alois Hunger bei einem Zugunglück in einem Dorf an der Kyll starb.

An diesem Unglück war nicht unbedingt er selbst schuld gewesen, es war ein folgenschweres Aufeinandertreffen mehrerer ungünstiger Faktoren, einer davon ein Pferdegespann, dessen Kutscher auf dem Wagen eingeschlafen war, mit dem er Zuckerrüben von einem entfernt liegenden Feld ins Dorf transportierte. Die Pferde schienen nicht dazu erzogen worden zu sein, auf das Winken eines Schrankenwärters zu reagieren, und Alois, der die Dampf spuckende Lokomotive der herannahenden Kyllbahn für seinen Geschmack in dieser Situation schon zu deutlich sehen konnte, spurtete auf die Gleise, um Schlimmes zu verhindern, blieb mit dem Fuß unglücklich in einer Weiche hängen und schlug sich den Kopf so hart an einer Schiene, dass er bewusstlos wurde und deshalb beruhigenderweise nicht spürte, wie der Zug ihn überrollte und dreiteilte.

Zu diesem Zeitpunkt war sein Sohn Josef gerade zwölf Jahre alt und musste in den folgenden Jahren seiner Mutter helfen, die sechs Geschwister zu versorgen.

Nun war Josef jedoch in der Nähe von Litauisch Brest, einem Ort, von dem aus er der Mutter nicht im Geringsten helfen konnte, und sie brauchte seine Hilfe immer noch, auch wenn die Geschwister schon junge Erwachsene waren, denn sie war ein Mensch, der sich immer ungerecht behandelt fühlte und aus der Verbitterung über die vermeintliche Benachteiligung ein handfestes Gallenleiden entwickelt hatte.

Und obwohl sie den Führer glühend verehrte, schien es ihr eine unerhörte Ungerechtigkeit, ja eine Unverfrorenheit des Reiches, dass man ihren Ältesten eingezogen hatte, der doch für die Familie zu sorgen hatte, und darüber zeternd und jammernd, sah sie nicht das Glück, dass von den sechs Kindern, die sie nach Josef geboren hatte, vier Mädchen waren und ihre beiden Söhne Friedhelm und Franz-Alois noch zu jung, um eingezogen zu werden.

Josef war sich vollkommen bewusst darüber, dass sein Platz nicht hier am Westlichen Bug war, er gehörte in die Schreinerei, wo sein Gesellenstück darauf wartete, fertiggestellt zu werden, er gehörte zu seiner Familie nach Heimbach, wo er das Tischgebet zu sprechen hatte, er gehörte in die Eifel, wo er sonntags nach dem Kirchgang so gern durch die Wälder streifte. Keinesfalls gehörte er in die Lage, in der er sich gerade befand, denn zum Schießen war er nicht gemacht.

Zudem war seine momentane Situation alles andere als schön. Seit Stunden lagen sie am Rand eines Birkenwäldchens, wo sie eine Lichtung zu verteidigen hatten, und obwohl die Sonne schien und die Temperatur so angenehm warm war, wie es sich für den Monat Juli gehörte, starrte Josef nun schon so lange auf den gegenüberliegenden Saum des Waldes, dass er keine Birken mehr sehen mochte und sich umso mehr nach den Tannen seines Heimatwaldes sehnte.

Er hatte Hunger, er hatte Durst, vom Liegen schmerzte ihm der Brustkorb, die Zweige, die sie sich zu Tarnungszwecken an den Helm gesteckt hatten, hingen mittlerweile welk und störend vor den Augen, und außerdem musste er dringend pinkeln. In der Ferne war das leise Surren eines Kampffliegers zu hören, und Josef dachte: Wenn ich jetzt nicht austrete, mache ich mir im Gefecht in die Hose.

Also kroch er ein Stück rückwärts, zog am Verschluss seines Hosenschlitzes, ohne sein Gewehr abzulegen, das Surren wurde lauter,

seine Kameraden zischten sich Aufmunterungen und taktische Vorschläge zu, nichts, was sie nicht schon stundenlang durchgekaut hätten. Das Geräusch des Fliegers entfernte sich wieder, er musste eine Schleife geflogen sein, was für Josef darauf hindeutete, dass sie hier völlig umsonst lagen, da keine Rotarmisten in der Nähe sein konnten. Josefs Hosenschlitz klemmte, so sehr er auch am Knopf zerrte, die Hose ließ sich nicht öffnen, und plötzlich ertönte vom anderen Ende der Lichtung Geschrei.

Josef wollte sich zu Boden schmeißen und seinen Kameraden helfen, verfring sich jedoch so ungeschickt zwischen Gewehr, Hosenschlitz und seinen eigenen Füßen, dass er stolperte, mit dem Finger in den Abzug geriet und statt auf den Feind in sein eigenes Schienbein schoss. Das Stolpern in ungünstigen Momenten schien in dieser Familie zwanghaft zu sein, und wie gesagt, fürs Schießen war er nicht gemacht.

Josef schrie wie die Säue auf dem heimatlichen Nachbarhof, bevor sie abgestochen wurden, als ihn einer seiner Kameraden an den Füßen packte und tiefer in den Wald zerrte, denn durch den Ruck knackte sein zerschmetterter Knochen wie ein dicker Ast, den man entzweitrat, ein Geräusch, das Josef zeitlebens nicht vergessen sollte. Und plötzlich war das Surren des Fliegers wieder da, der Lautstärke nach musste er bald über der Lichtung sein, Hilfe von oben war also nah, doch bevor sie das tiefe Dickicht erreichten, gerieten sie in ein Inferno aus spritzenden Erdklumpen, berstenden Birken und Granatsplittern, die dem Schreinerlehrling Josef Hunger die Nasenspitze wegschossen und seinem Kameraden den Kopf.

Da lag er nun im Dreck mit einem gebrochenen Unterschenkel und einer zerfetzten Nase, schämte sich für sein Geschrei wegen des Beinschusses und wusste nicht, ob er wenigstens Erleichterung darüber empfinden durfte, dass er seinen Hals noch bewegen und sich somit vor dem Anblick des kopflosen Kameraden drücken konnte.

Sein Glück war, dass der Arzt, in dessen Lazarett er landete, sich schon im Ersten Weltkrieg in der Kunstfertigkeit der Transplantation geübt hatte und Josef scheinbar mühelos die Nase rettete, indem er ihm ein Stück aus seinem Hintern ins Gesicht verpflanzte, das Ganze leider immer noch fern der Eifel.

Der zweite Schuss, der Teil von Hebrons Vorgeschichte war, war ein glatter Durchschuss, abgefeuert von einem Wehrmachtsoffizier. Und glatter Durchschuss hieß in diesem Fall: glatt durch den Kopf von Samuel Apelstejns Vater Viktor, den man aus seinem Versteck gezerrt hatte und ab in die Wand.

In der Wand der einfachen Holzhütte am Waldrand blieb die Patrone stecken. In dieser Kate hatte Viktor Koslow sich versteckt, seit er vom Dienst an der Waffe geflohen war. Die Hütte gehörte Luba Korngold, die so schöne geschwungene Augenbrauen und ebenso schöne runde Hüften hatte.

Eigentlich ziemte es sich für eine junge Frau, wie Luba es war, nicht, allein zu wohnen. Doch Luba hatte keine Wahl gehabt, denn nachdem ihre Mutter Rivka im Kindbett gestorben war, hatte sich Luba ihrem Vater verpflichtet gefühlt, schließlich war es ihre Geburt gewesen, an der die Mutter gestorben war. Die Schwestern waren allesamt nach Lublin gegangen, wo sie schon ihre ersten Lebensjahre verbracht hatten. Sie trugen die Haare zu modernen kinnlangen Frisuren mit großer Stirnwelle, enge Kostüme mit knielangen Röcken, dünne Strümpfe und todschicke Pumps. Eine war Lehrerin geworden, die zweite arbeitete als Laborantin und die dritte hatte über ihre Tätigkeit als Sekretärin eine gute Partie gemacht, indem sie den Geschäftsführer der Firma geheiratet hatte. So hatte sie zu ihren zwei Söhnen auch ein Hausmädchen und einen Chauffeur bekommen. Oft hatten sie den Vater angefleht, zu ihnen in die Stadt zu kommen, aber der Vater hatte sich geweigert, hatte behauptet, den Tod dort erwarten zu wollen, wo das Leben mit seiner geliebten Frau begonnen habe, in Zwejbechle, diesem für die Welt unbedeutenden Dorf am Rande Galiziens, das für ihn von nicht zu ermessender Bedeutung sei, wo er sich noch vom Kutschbock seines Fuhrwerks herunter in Rivka verliebt habe.

Der Vater hätte es keinesfalls nötig gehabt, in seiner einfachen Kate zu leben, war er doch als Sohn eines wohlhabenden Pelzhändlers aufgewachsen.

»Aber«, so schrie er, sobald das Thema auf einen Umzug kam, »ich werde dort sterben, wo mein Leben erst lebenswert wurde, denn in dem Moment, als ich eure Mutter das erste Mal sah, wurde alles Vorherige zu blassem Rauch eines farb- und inhaltslosen Lebens, einer

Ansammlung von Bedeutungslosigkeit! Eure Mutter, das war ein Gewächs des Landes, eine zarte Birke des galizischen Waldes, man hätte sie nie in die Stadt verpflanzen dürfen, sie musste dort eingehen, ihre Wurzeln verkümmerten ohne den würzigen Erdboden, ohne das klare Wasser der zwei Bäche, ohne die Luft, die hier so rein ist, wie eine Luft es nur sein sollte!«

Dass diese Argumentation jedweder Logik entbehrte, konnte niemand dem störrischen Itzhak Korngold beibringen, denn sein Blick wurde feurig unter den buschigen weißen Augenbrauen, und er raupte seinen langen Bart und schleuderte seinen Hut auf den schmutzigen Boden, sobald die Schwestern auf ihn einredeten, er solle zu ihnen nach Lublin kommen, während ihre Ehemänner geduckt in der Kate standen und angeekelt die Krepfen ihrer Zylinder kneteten.

Alles, was seine drei älteren Töchter und ihre Ehemänner symbolisierten, lehnte Itzhak Korngold ab, seit Rivka gestorben war, obwohl er bis zum Tod seiner Frau selbst einem mondänen und luxuriösen Lebensstil gefrönt hatte. In seiner Stadtwohnung hatte es weder an blank gebohnertem Parkett noch an glitzernden Kronleuchtern oder eifrigen Dienstboten gemangelt.

Korngold & Söhne, so hieß das Pelzgeschäft seines Vaters, das die Familie in den Achtzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts reich gemacht hatte. Eine der ersten selbstständigen Aufgaben, die der Vater seinem ältesten Sohn Itzhak übertragen hatte, war eine Fahrt nach Breslau, wo der Sohn den Haupteinkauf des Jahres tätigen sollte. Den Rückweg sollte er über Krakau und Lemberg nehmen, auch wenn es aufgrund der wertvollen Fracht gefährlich war, aber der Vater beabsichtigte, seine Geschäfte auszudehnen, und übertrug dem Sohn, unter der von ihm getroffenen Vorauswahl nach einem geeigneten Geschäftspartner zu suchen. Zum Schutz seines Sohnes und der in Breslau zu erwerbenden Ware stellte er Itzhak einen bewaffneten Begleiter zur Seite. Im Lauf der Reise zerstritten sich Itzhak und sein Begleiter, denn Itzhak konnte das dumpfe Geschwätz des Burschen bald nicht mehr ertragen, aber die Abneigung schien von gegenseitiger Ausprägung zu sein, denn der Schmock zog es ab dem zweiten Tag der Rückreise vor, es sich auf den Paketen mit den Pelzen gemütlich zu machen und Itzhak die Zügel zu überlassen, mit dem Argument, die

toten Häute hätten schließlich keine Beine mehr, um im Fall eines Falles wegzulaufen, während Itzhak sehr wohl in der Lage sei, sich bei einem Überfall selbst in Sicherheit zu bringen. So lag der Kerl mit gezückter Pistole und geschärftem Messer auf den sauber verschnürten Pelzen. Und wenn er nicht gerade die Spitzen seines Schnurrbarts zwirbelte oder laut schmatzend in Zwiebelknollen und Brotkanten biss, so schnarchte er Itzhak die Ohren voll, während dieser das Gefährt über die holprigen Wege Galiziens lenkte.

Itzhak Korngolds erste eigenständige Geschäftsreise entwickelte sich trotzdem zu einem mehrfachen Erfolg, denn er hatte es nicht nur geschafft, in Breslau die vom Vater geordneten Pelze zu einem sensationellen Preis zu erwerben, er brachte selbige auch sicher nach Lublin, fand in Lemberg einen geeigneten Geschäftspartner für die Expansion des Familienbetriebs und stieß darüber hinaus – quasi im Vorbeigehen – auf seine zukünftige Ehefrau.

Von Lemberg aus trat Itzhak mit seinem Fuhrwerk, das vollgeladen war mit sieben Hermelinen, zwei prächtigen Mänteln aus Blaufuchs, fünf Zobelschals, jeder Menge Silberfuchs – der es in den vergangenen zwei Jahren zum letzten Schrei in der Damenwelt gebracht hatte – und ausreichend Muffen, Stolen und Mützen, den Heimweg an. Sein Glanzstück aber war der Kauf eines Tigerfells, das geradezu perfekt war, glatt und makellos, seidig glänzend und ohne die Spur eines Einschusses.

Nach zwei Tagen passierte er eine Ansammlung von Häusern, die damals noch zu klein war, um einen Namen zu tragen. Im nächstgelegenen Dorf, in dem seit mehreren Jahrhunderten polnische Bauern lebten, nannte man die junge jüdische Siedlung schlicht »Bei den zwei Bächen«, denn die einfachen Holzhütten wurden von zwei kleinen Bächen begrenzt. Der größere der beiden Bäche war ein Waldbach, dessen nie versiegende Quelle im angrenzenden Wald lag, der den Lauf des Gewässers zwischen krumm gewachsenen Birken und zwei mächtigen Tannen in die von wilden Blumen übersäten Weiden entließ, auf denen braune Ochsen und klein gewachsene Pferde grasten. Der zweite Bach verlief durch das Tal, das saftig und träge zu Füßen der Waldkarpaten lag, und quälte sich durch sumpfige Wiesen, die ihm einen Großteil seines Wassers abzogen, während silberne

Reiher mit erhabener Miene ihre Füße im klaren Wasser kühlten und gemächlich den einen oder anderen Fisch zwischen den blank geschliffenen Kieseln aus dem Bach pickten, Saiblinge oder junge Brasseln, die sie mit einer majestätischen Bewegung ihres langen Halses verschluckten. Derart gebeutelt, erreichte der Bach mit letzter Kraft den recht großen Weiher, der zwischen dem polnischen Dorf und der jüdischen Siedlung lag und an dem sich im Sommer die Söhne beider Dörfer einen Spaß daraus machten, die fetten weißen Gänse aus dem hohen Schilf zu verjagen, indem sie mit Rohrkolben nach ihnen schlugen und die scheuen Enten ganz nervös machten, weil sie mit Anlauf über den tief liegenden Ast einer uralten Weide rannten und sich mit lautem Bohei ins Wasser warfen.

Als die einzelnen Gehöfte der Siedlung mit den Jahren zu einem richtigen Dorf zusammenwuchsen, weil die Juden sich rechtschaffen wie fleißig vermehrten, übernahmen sie die Bezeichnung, kürzten den Namen jedoch ab zu Zwejbechle.

Damals aber unterbrach Itzhak Korngold seine Überlegungen, welchem seiner kolonialbegeisterten Kunden er das Tigerfell wohl am gewinnbringendsten verkaufen könne, weil er sich plötzlich zwischen drei Höfen wiederfand, ohne zu wissen, wie er dorthin gelangt, geschweige denn, wie er vom Weg abgekommen war, dem zu folgen sein eigentliches Anliegen gewesen war. Er entschied sich dazu, die Höfe links liegen zu lassen, musste aber nach wenigen hundert Metern umkehren, weil ein Bach seine Weiterreise verhinderte, also verließ er die Siedlung ein zweites Mal in die entgegengesetzte Richtung, sah sich aber nach ein paar Minuten mit demselben Problem konfrontiert wie zuvor. Er überlegte schon, den Bach an einer seichten Stelle zu durchqueren, fürchtete aber, so vollends die Orientierung zu verlieren. Als er mit seinem Fuhrwerk zum dritten Mal auf dem ausgetretenen Fleck Erde zwischen den Höfen erschien, der später zum Hauptplatz des Dorfes werden sollte, erbarmte sich Rivka Lajzerowicz, die mit ihrer Mutter das Spektakel durch das Küchenfenster beobachtet hatte, legte sich ein mit blauen Blüten besticktes Tuch über das dunkle Haar und trat hinaus, um dem offensichtlich Verirrten den Weg zurück zur Straße zu erklären.

In dem Moment, als Itzhak Korngold die blauen Augen mit den feinen dunklen Brauen erblickte, die zu ihm aufsahen, vergaß er Tigerfell und Wegessuche, dachte nicht mehr an das geschäftige Treiben der Händler auf der Pelzmesse in Breslau, spürte nicht mehr den warmen Händedruck des Lemberger Geschäftsmanns und malte sich nicht weiter aus, wie der Vater ihn mit Lob überschütten würde, er vergaß sogar die Anwesenheit des unangenehmen Begleiters, und das, obwohl dieser gerade zu einer besonders musikalischen Schnarchattacke ansetzte, nein, Itzhak Korngold wusste, dass er seine zukünftige Frau gefunden hatte, in einem mehrere Tagesetappen von seiner Heimatstadt liegenden Dorf, das zu klein war, um als solches bezeichnet zu werden.

Und viele Jahre später lebte die jüngste Tochter, die von ihrer Mutter Rivka die blauen Augen und vom Vater das helle Haar hatte, in Zwejbechle. Denn Luba fühlte sich in der Stadt fremd, sie hatte das Gefühl, mit ihren langen Röcken und den dicken Zöpfen auf den breiten Straßen mit den hohen Häusern falsch platziert zu sein. Luba fand, dass ihr Körper nicht gemacht war, um in enge, kurze Röcke und schmale Jäckchen gesteckt zu werden. Vielleicht hatte Luba aber auch nur einmal zu oft dem Debattieren des Vaters über Landgewächse gelauscht, deren Tod es war, in die Stadt verpflanzt zu werden. Sie hatte sich trotz allem Flehen der Schwestern ein für alle Mal entschieden, beim Vater zu bleiben, im Dorf, wo es rundherum grün war und nicht grau, ruhig und nicht hektisch, wo die Geräusche des Tages aus dem Summen der Bienen, dem Läuten der Ziegenglocken, dem Gegacker der Hühner, dem Trappeln und Klappern von Pferdefuhrwerken und dem Rascheln der Birken bestanden, wo die Menschen, die sie auf der Straße traf, vertraut waren und nicht fremd und abweisend und wo die Tage golden, weich und zähflüssig waren wie Honig.

Nun war der Vater im letzten Winter nachts aus dem Haus gelaufen, weil er meinte, das Läuten der Leitziege habe sich entfernt; und ohne dass Luba sein nächtliches Aufstehen bemerkt hatte, war er dem Klingeln des Ziegenglöckchens gefolgt. Nachdem sie sein Verschwinden am frühen Morgen des nächsten Tages festgestellt hatte

und er weder im Garten noch bei den Hühnern, noch im Ziegenstall aufzufinden gewesen war, hatte Luba eilig Hilfe von den Dorfbewohnern erbeten. Der Suchtrupp hatte den greinenden Alten schließlich im Wald gefunden, wo er sich im dichten Gestrüch verlaufen hatte, nichts am Leib als seine mehrfach geflickte lange Unterhose und sein zerschlissenes Hemd. Die Finger, an denen er gelutscht hatte, um sie warm zu halten, und die nackten Füße waren schon blauschwarz verfärbt, und auch sonst zeigte der Körper des klapperdürren Greises an mehreren Stellen Frostbeulen. Zudem hatte er sich die Hose vollgemacht, und man musste ihn erst mehrfach mit warmem Wasser übergießen, bis es möglich war, den mit Exkrementen verklebten Stoff von der Haut zu lösen. Das Fieber, das ihn die folgenden zwei Tage derart schüttelte, dass die dicken Daunendecken nur so bebten, ließ ihn weiterhin nach der Leitziege rufen, und Luba musste den dürren, heißen Körper fest ans Bett drücken. Er krächzte noch nach der Ziege, als er ein letztes Mal atmete. Die Ziege aber stand während des traurigen Schauspiels wohlbehalten im Stall hinter verschlossener Pforte, fraß genüsslich Heu und Küchenreste, nicht ahnend, dass sie ihrem Herrn den Fiebertod bescherte.

Nun bestellte Luba den Garten, versorgte die Hühner und die drei Ziegen. Außerdem ließ sie sich seit dem Tod des Vaters umwerben, gebot dem Auftreten der Verehrer keinen Einhalt mehr, wie sie es zu Itzhaks Lebzeiten getan hatte. Die jungen Gemeindemitglieder von Zwejbechle kamen fast täglich, spalteten ihr das Feuerholz, schöpften volle Eimer Wasser aus dem Brunnen und boten Luba eine Brigade verschwitzter nackter Oberkörper, deren Anblick sie von der kleinen Holzbank aus genoss, auf der sie saß und Beeren las oder Ziegenmilch durch ein Tuch strich. Nicht nur die unverheirateten Juden warben um sie, auch einige der Junggesellen des wenige Kilometer entfernten polnischen Dorfes nahmen den Weg in die kleine jüdische Gemeinde auf sich, um Luba ihre Muskeln zu präsentieren. Denn Luba, das war eine, von der man nicht die Augen abwenden konnte, eine, von der man nicht die Finger lassen wollte, eine, die einem zu Kopf stieg und dort für die abenteuerlichsten und ungehörigsten Gedanken sorgte. Luba besaß die Frechheit, ihr Haar unbedeckt zu tragen. Nicht dass sie es offen trug, so weit ging sie nicht, sie band ihr dickes Haar zum

Zopf, den sie sich am Kopf feststeckte. Sie mochte es, wenn ihr ohnehin maisgelbes Haar von der Sonne heller wurde, und jetzt, da kein Elternteil mehr lebte, um auf ihr Benehmen zu achten, beschloss Luba im Angesicht der nackten Männeroberkörper, nur noch nach ihren Vorstellungen zu leben, denn wer wusste in diesen Zeiten schon, was das Leben einem überhaupt noch bieten würde. Noch hatte der Sturm ihr Dorf nicht erreicht, aber von ihren Schwestern war ihr in den letzten zwei Jahren, in denen Lublin unter der Besatzung der Deutschen stand, einiges zu Ohren gekommen. Und das hatte nicht gut geklungen, immer schlimmer waren die Schilderungen geworden, keine Rede war mehr von Chauffeur und Hausmädchen, nicht einmal die eigenen Wohnungen mit Parkett und Kronleuchtern gab es noch, auch das Pelzgeschäft hatte man dem Onkel genommen, zusammengepfercht lebten sie in einem eigens abgeriegelten Teil der Stadt, und bald hatte Luba gar nichts mehr von ihren Schwestern gehört.

In Zwejbechle aber war alles wie zuvor. Das abgeschiedene Leben ging weiter seinen Gang, fast konnte man das Dasein der Gemeinde idyllisch nennen, und so fühlte Luba sich bei aller Sorge um die Familie, die im Ghetto vegetierte, noch sicher in ihrer Kate. Garten, Hühner und Ziegen gaben her, was sie brauchte, und außerdem hatte sie noch ihr Nebeneinkommen; sie flickte den Dorfbewohnern die Kleidung und nähte manch neues Kleidungsstück. Und ab und zu bat sie einen der Verehrer in das Häuschen, und damit sie sich nicht ganz so liederlich vorkam, bat sie ihn nach dem gegenseitigen Entkleiden, sie zuallererst übers Knie zu legen und ihr gehörig den blanken Arsch zu versohlen. Luba war geschickt genug, dieses Geplänkel nur auf einen der katholischen Burschen vom Nachbardorf zu beschränken, sie wollte schließlich nicht, dass es in Zwejbechle Gerede gab. Der Kerl störte sich nicht am Hinternversohlen. Im Gegenteil, es schien ihn noch verrückter zu machen, was Luba nur zu gut an ihrem Bauch spürte, während sie über seinen Knien lag. Auch sie genoss das Brennen der Schläge auf ihren Hinterbacken, so hatte sie etwas, was sie über die eigentliche Begegnung hinaus an ihr Techtelmechtel erinnerte und für ein versonnenes Lächeln im Gesicht sorgte, während sie ihren süß schmerzenden Hintern auf der Straße im Dorf bei jedem

Schritt mit Absicht stärker schwang, als ihre Geschwindigkeit es verlangt hätte. Worauf ihr die Männer im Dorf noch lauter hinterherpffiffen.

Eines Tages tauchte plötzlich Viktor auf, lehnte sich an die grau verwitterten Zaunstäbe, die ihren Garten umgaben, und beobachtete Luba dabei, wie sie die jungen Ranken der Bohnen an den langen Reisigstäben festband.

Einmal diesen Arsch nackt sehen und dann sterben!, dachte Viktor. Und hätte er gewusst, dass ihm dieser Wunsch tatsächlich erfüllt werden sollte, wäre er vielleicht weitergegangen und hätte woanders Unterschlupf gesucht. So aber zog er seine Uniform aus, kaum dass er Luba um Asyl gebeten hatte, legte Jacke und Hose ordentlich zusammen und steckte sie mit den Stiefeln, die trotz Separation von seiner Einheit immer noch frisch poliert glänzten, seiner Mütze und der Waffe in einen leeren Kartoffelsack und versteckte diesen im Hühnerstall. Schweigend beobachtete Luba ihn dabei, trank seelenruhig einen Becher Ziegenmilch und musterte ihn, als er nun in seiner Unterkleidung vor ihr stand, wobei sie ihre Augenbraue hochzog, ein Detail ihrer Mimik, das Viktor in dem Moment spöttisch vorkam, denn er war körperlich eher das, was man ein mageres Hemd schimpfte. Auch sein Gesicht war hager, und seit seiner Schulzeit war Viktor mit Versen auf die Bedeutung seines Familiennamens verhöhnt worden, der auf Deutsch Ziegenbock hieß. Aber dann begann sich Luba immer noch schweigend ebenfalls zu entkleiden, und auch sie faltete jedes Kleidungsstück, bevor sie es auf der Truhe ablegte. Zuletzt löste sie die Nadeln, mit denen ihr Zopf festgesteckt war, und fuhr mit den Fingern durch die dicken Strähnen, bis ihr Haar in weichen Wellen über ihre Brüste fiel.

In dieser ersten Nacht, der einzigen, die er in ihrem Bett und nicht im Versteck verbrachte, ließ Viktor seine knochige Hand noch lange über den warmen Bogen ihrer festen Hüfte wandern, während sie schon tief schlief.

Diese runden Hüften und die blauen Augen unter den so einzigartig geschwungenen Augenbrauen waren das, woran Viktor Koslow

dachte, als die Klappe ohne das verabredete Zeichen des dreimaligen Klopfens hochgerissen und eine grelle Lampe in sein Versteck gerichtet wurde, die nicht Luba hielt, denn Luba war Rüben ernten.

Viktor dachte nicht: Wieso ist Luba so früh zurück, wieso leuchtet Luba so hell in den Unterschlupf, wieso hat Luba nicht, wie sonst, erst dreimal das Gurkenfass fest auf den Boden plumpsen lassen?

Nein, Viktor Koslow, der desertierte russische Soldat, dachte an Lubas Hüfte in der Nacht, an Lubas Augenbraue am Tag, hochgezogen, wie immer, wenn Luba kritisch dachte, und Luba dachte oft kritisch.

Und Viktor Koslow sah, wusste, verstand: Das war nicht Luba, nicht ohne dreimaliges Verrücken des Gurkenfasses, nicht mit diesem grellen Licht, nicht mit dieser Uniform. Das war nicht Luba, das war das Aus, und das war es dann auch. Und das war der zweite Schuss, der Teil von Hebrons Vorgeschichte war.

Luba aber trat kurze Zeit später aus dem Wald, Fetzen von lautem Gegröle wehten mit der Glut zu ihr.

Auch Luba sah, wusste, verstand: Zwejbechle in Flammen, der Sturm hatte also auch sie erreicht.

Luba sah, dass auch ihr Haus brannte, der Hühnerstall lag in Trümmern, und davor ein Haufen aus Stroh und Kleidern. Als sie den Haufen jedoch genauer betrachtete, erkannte sie, dass es keine Kleider waren. Dort unter dem Stroh lag Viktor, die Gliedmaßen seltsam verdreht und aus seinem verzerrten, weit aufgerissenen Mund ragte, ganz deutlich, eine polierte Stiefelspitze.

Die Dorfbewohner standen zusammengepfercht am Brunnen. Und was ihnen bevorstand, war auch für Luba gedacht: ab ins Ghetto, in die Züge, auf die Rampe und dann wahrscheinlich in die Zimmer mit den Spritzen und Skalpellen. Denn in Lubas Bauch, ganz klein noch, noch nicht mehr als ein Zellklumpen, wuchs Samuel, Hebrons Vater, und Schwangere hatte man in den Zimmern mit den Skalpellen und Spritzen fast so gern wie Zwillinge.

Aber Luba ging nicht in das Ghetto, nicht in die Züge, nicht auf die Rampe, nicht in die Zimmer mit den Stethoskopen und Kanülen, nein,

als eine Fackel an den mit Stroh bedeckten Körper Viktors gehalten wurde, ging Luba rückwärts.

Drei langsame Schritte, fast unmerklich, so still bewegte sie sich, bis das Dickicht ihren Rücken streifte, dann erst drehte sie sich um, rannte, ließ auch endlich den Korb mit den Rüben, den sie noch auf dem Rücken trug, von den Schultern gleiten, und während die Rüben über den Waldboden purzelten, rannte Luba und rannte, bis die Füße nicht mehr rennen wollten und der Kopf nicht mehr wusste, wo er war.

Luba fiel, zog sich mit den Armen zum Holzstapel, der plötzlich vor ihr lag, mitten im dichtesten Gestrüpp des Waldes, und wollte darunterkriechen, aber dann fasste ihre Hand etwas Warmes, Weiches.

Luba schrie nicht, Luba blickte stumm, die Augenbraue blieb unten, aber der Zellklumpen im Bauch rührte sich zum ersten Mal, ganz zart nur, denn auch er hatte sich erschreckt.

Und Luba sah: Das Warme, Weiche war ein Mensch, und nicht einmal ein Fremder, das war Aaron Apelstejn.

O ja, Luba kannte Aaron Apelstejn. Und das nur zu gut, denn der hatte ihr im Dorf immer am lautesten hinterhergepfiffen. Was hatte sie mit ihren Schwestern immer gelacht über diesen Mann, diesen Namen, diese Frisur und diese Ohren.

Was macht der Apelstejn hier?, dachte Luba, und ihre Augenbraue rutschte doch hoch, aber nur ganz kurz, und dann brach sie vor Erschöpfung zusammen.

Und Aaron Apelstejn, der noch erschrockener war als das Zellhäufchen Samuel, zog Luba zu sich unter den Holzstapel.

Luba schlief bald tief und fest, denn von Apelstejn hatte sie nichts zu befürchten. Es war sogar beruhigend, ihn bei sich zu wissen, denn es knackte und knarrte nur so zwischen den Birkenstämmen, und ab und zu glaubte sie, Wortfetzen der harten Sprache der feindlichen Soldaten wehten mit dem von kaltem Rauch erfüllten Wind zu ihr herüber.

In dieser Nacht hatte sie einen Traum von Gott, dem Unaussprechlichen, der sie mit dröhnender Stimme fragte: »Luba Korngold, welche Liebe ist größer – die Mutterliebe oder die Liebe einer Frau zu ihrem Mann?«

Und Luba schluchzte im Schlaf, schrie: »Ja! Ja, die Mutterliebe, die Mutterliebe muss die größte Liebe sein!«

Doch der Unaussprechliche brüllte zurück: »Nein, Luba Korngold, die Liebe zu mir, die muss noch größer sein, größer als alles andere!«

Luba beruhigte sich wieder, träumte von Viktor, träumte davon, wie sie neben ihm im Bett lag, das Kind saugend an ihren großen Brüsten, deren Gewicht Viktor so gerne mit den Händen wog. Einmal schluchzte Luba noch. Im Schlaf war ihr bewusst geworden, dass nie wieder Viktors Samen aus ihr herauslaufen würde, denn das hatte sie gemocht: Nach der Liebe die Wülste ihres weißen weichen Bauches zu kneten und seinen Samen in den Nachttopf tropfen zu sehen.

Vorsichtig legte Aaron Apelstejn seinen Arm um Lubas Hüfte, die so rund war, so schön rund und die sich noch viel besser anfühlte, als er immer gedacht hatte, denn warum sonst hatte er ihr immer hinterhergepfiffen, wenn nicht wegen der Hüften.

Heiliger Josef

Als Hebron aufhörte zu schreien, im Kinderwagen saß und endlich einen Blick auf die hässlichen Fünzigerjahre-Klinkerfassaden in der Dürener Fußgängerzone oder die schon fast blattlosen Baumkronen des Hürtgenwalds warf, dabei immer einen Keks in der Hand, fand Meggy einen Verehrer.

Der Verehrer hieß Willy und fuhr einen apfelgrünen vw Scirocco. Willy befreite Meggy aus einer misslichen Lage: Sie machte mit Hebron den üblichen Spaziergang durch den herbstlichen Hürtgenwald, als sich ein Rad des Kinderwagens löste. Meggy steckte das Rad wieder auf, aber alle paar Meter fiel es erneut ab, und als sie endlich die schmale Straße erreichte, die in ihr Dorf zurückführte, war Meggy mit den Nerven am Ende.

Willy, der die Abkürzung nahm, die diese Straße bot – deklariert war die Straße als Forstweg, aber so was hat die Eifeler noch nie beeindruckt –, nahm die Kurven mit Höchstgeschwindigkeit und hätte Mutter, Wagen und Kind beinahe überfahren, wäre er im Rasen nicht so geübt gewesen, denn Willy war Schrauber, Fahrer und Friseur beim 1. Eifeler Scirocco-Team.

Er bremste also scharf, kam gleich neben Meggy zum Stehen, sah das lose Rad in ihrer Hand und wusste, dass hier ein Mann gebraucht wurde. Mit einer geschickten Bewegung riss er das Foto seiner Exfreundin von der Innenseite der Frontscheibe und ließ es im Schaft seines Stiefels verschwinden, bevor er aus dem Wagen stieg.

Und obwohl Meggy nicht auf Oberlippenbärte und künstliche Sonnenbräune stand, gefielen ihr seine dunklen Locken und die resolute Art, in der er Mutter, Kind und Wagen in sein – für solche Zwecke eigentlich nicht gedachtes – Auto packte.

Als Willy die quengelnde Hebron dann noch mit ein paar Grimassen zum Lachen brachte, lud Meggy ihn zu einem Stück versenkten

Apfelkuchen mit Schlagsahne ein, das er aß, während er den Kinderwagen reparierte.

Und Willy, der eine Schwäche für Äpfel hatte, parkte seinen leuchtend grünen Wagen von diesem Tag an fast täglich in der steilen Gasse vor Meggys Haus am Ochsenhügel.

Willy war mit seinem Scirocco in Meggys Leben gerast, und ebenso rasant preschte er in die Herzen ihrer Familie.

Meggys Brüder, die Zwillinge Fred und Franz, reagierten auf das Motorengeknatter und die scharfe Bremsung, mit der Willy in den Hof der Schreinerei einbog, mit Skepsis, aber dann war sein Handschlag fest, sein Interesse an der Schreinerei echt und die Bewegung, mit der er ihnen den Schlüssel über die Kreissäge zuwarf, beeindruckend locker. Noch beeindruckender waren allerdings die Worte dazu: »Fahrt ein Ründchen, wenn ihr wollt, aber passt auf, dass mein grünes Liebchen nicht allzu dreckig wird!«

Die Schwestern waren begeistert – und auch ein wenig erleichtert, denn sie hatten befürchtet, Meggy fände aufgrund der unehelichen Vermehrung keinen Mann mehr.

Auch Meggys Eltern Clementine und Josef mochten Willy gleich. Clementine hatte einen Sonntagsbraten in den Ofen geschoben, zu dem es Dosenerbsen, Kartoffeln und braune Soße gab; sie war froh, dass Meggy ihnen einen Mann vorstellte, denn dass keiner von ihnen Hebrons Vater auch nur einmal zu Gesicht bekommen hatte, missfiel ihr sehr. Das Wenige, was ihr über diesen Apfelstejn bekannt war, missfiel ihr noch mehr, wer wusste schon, ob man einem Juden trauen konnte, der sich ausgerechnet Deutschland für seine Karriere ausgesucht hatte.

Aber Willy war nett, schien unkompliziert und bot an, der Hunger'schen Truppe das Haar umsonst zu schneiden. Er versprach, Clementine eine Frisur zu zaubern, die ihr mit jeder Geburt spärlicher gewordenen Haar in etwas verwandeln würde, für das das Wort Volumen eine pure Untertreibung wäre.

Nach dem Kaffee ließ er sich von Meggys Vater Josef über das Grundstück führen, auf dem Josef neben der Schreinerei in den Fünfzigerjahren einen Bungalow für seine Familie gebaut hatte. Und

auch diese Prüfung meisterte Willy mit Bravour, Josef fand an Willy nichts ernsthaft zu Bemängelndes, von den Schuhen und dem Auto abgesehen, aber so waren die jungen Leute nun mal.

Während des Rundgangs über das Grundstück erzählte Josef Hunger dem Schwiegersohn in spe, wie er es nach dem Krieg trotz seines steifen Beins noch zum Schreinermeister gebracht hatte.

»Ich bin gläubig, mein Junge. Und ich trage den Namen des Schutzpatrons unseres Handwerks. Das war für mich ein Zeichen, durchzuhalten, gerade nach dem Krieg, wo hier alles wiederaufgebaut werden musste. ›Josef, hab ich mir gesagt, ›du wolltest Schreinermeister werden, und das wirste jetzt auch. Schließlich hat der Russe dir im Gefecht nur das Bein zerschossen und nicht deine Hände!«

Er deutete Willy an, sich auf einen Holzstapel zu setzen.

»Ich erzähl dir mal, wie das war mit meinem Bein. Wir standen Mann gegen Mann im dichten russischen Birkenwald, und plötzlich richtet so ein Iwan sein Gewehr gegen mich. Im Angesicht des Todes zu stehen, das ist nicht schön, mein Junge. Mir rutscht ein ›Vaterunser‹ von den Lippen, ich schliesse schon die Augen, da plötzlich: kawumm! und der Iwan fällt mir entgegen! Aber noch im Fallen zieht die Ratte den Abzug durch und schießt mir ins Bein. So ist der Russe, mein Junge, selber halb tot, aber immer noch eine gefühllose Tötungsmaschine. Seitdem ist mein Bein steif. Muss man eben durch. Aber hör mir zu, Willy. Ich darf doch Willy sagen?«

Und dann forderte Josef Willy auf, ihm zu folgen.

»Schau mal her, mein Junge, ich möchte dir was zeigen.« Er führte Willy durch Clementines Garten, in dem die Beete im winterlichen Schlaf der vereisten Erde lagen, vorbei an kahlen Johannisbeersträuchern bis zum Rand des Grundstücks, das von einer Reihe stattlicher Nussbäume begrenzt wurde. Unter einem dieser Bäume stand das Objekt.

»Schau nur den heiligen Josef an, ist er nicht schön?«

An der Ecke des Grundstücks hatte Josef ein Heiligenhäuschen errichtet, in dem eine kunstvoll geschnitzte Figur des Schutzpatrons stand.

»Hier kommen in der Pfingstzeit immer die Pilger von der Matthiasbruderschaft auf ihrem Weg nach Trier vorbei. Meine Clementine und ich halten Erfrischungen bereit, und meist laufe ich ein Stück mit, aber bis nach Trier mit dem steifen Bein, das geht leider nicht.«

Und während er den Rennfahrer weiter über das Gelände führte, erzählte Josef ihm, wie ernsthaft er seine Ausbildung bis hin zum Meister betrieben hatte. Mit derselben Ernsthaftigkeit habe er auch um die Hand der Sekretärin Clementine Breuer angehalten, ja, er hatte sich in dieser Angelegenheit sogar gegen seine Mutter durchgesetzt, die Clementine nicht mochte, wie sie überhaupt keine Frau mochte, um die ihr einziger überlebender Sohn warb. Sie mochte allerdings auch keinen Mann, der ihre Töchter freite. Diese Abneigung zum Ausdruck zu bringen, hatte sie derart perfektioniert, dass ihre vier Töchter als alte Jungfern endeten, jedoch mit gutem Auskommen, denn sie wurden Köchinnen und Zimmermädchen und eröffneten nach dem Krieg ein kleines Hotel in Heimbach. Es war ein Hotel für allein reisende Damen, die die Eifel genießen wollten, ohne dabei von einem Kurschatten belästigt zu werden.

»Ich traf meine Clementine das erste Mal, als ich mich nach Kriegsende nach einer Schreinerei umsah, die den Betrieb schon wieder aufgenommen hatte. Und dort saß sie, jung und schön und kümmerte sich um die Büroarbeit.«

Damals hatte er seinen Stock an ihren Schreibtisch in dem provisorischen Büro gelehnt, sich die Schweißperlen mit einem Taschentuch von der Stirn gewischt und dabei unauffällig Clementines schlanke Figur beäugt.

»Sie trug ein taubenblaues Kostüm, daran erinnere ich mich genau. Und um die Taille einen zierlichen Gürtel, so schmal wie ein kleiner Finger und in einem äußerst frechen Rot! Und ich sage dir, was für eine Taille! Konnt' ich mit beiden Händen drumfassen, so schlank war sie damals!«

Den gleichen Rotton fand er auf ihren Lippen wieder, ihre Augen – eigentlich von einem trüben Grau – schimmerten im Licht des Raums blau wie das Kostüm, und obwohl ihr Gesicht etwas ausgezehrt

wirkte, begann er – ebenso hartnäckig wie jetzt Willy um seine Tochter Meggy – um Clementine zu werben.

Und Meggy war unbestritten seine Lieblingstochter, denn sie glich ihm äußerlich von all seinen Kindern am meisten. Nicht nur den kantigen Schädel mit dem runden Gesicht hatte sie von ihrem Vater, auch waren ihre Arme kräftiger und ihre Schultern breiter als bei ihren Schwestern. Alle Hungerstöchter hatten von ihrer Mutter Clementine den schmalen Oberkörper geerbt, aber taillenabwärts entsprach ihr Körperbau dem des kräftigen Josefs, was aussah, als hätte die genetische Mischung von Josef und Clementine beim Aufeinandertreffen entschieden, ganz fair fifty-fifty zu machen. Zum Glück hatte die Mischung bei den Söhnen zwar wieder im Sinne von fiftyfifty, aber wenigstens wirklich fair entschieden, sodass Fred aussah wie sein stattlicher Vater, während Franz ein schmaler Hering war wie seine Mutter. Die Töchter jedoch waren ausgestattet mit imposant gerundeten Hinterteilen, die so gar nicht zu den eher schmalen Schultern passen wollten. Und an ihren ausladenden Hinterteilen sah man ihnen ihre Schwangerschaften an, bevor ihr Bauch sich überhaupt wölben konnte, denn unmittelbar nach dem Ausbleiben der Periode wurde der Hunger'sche Hintern gigantisch prall. »Ein Arsch und ein Gesicht!«, sagten die Dorfbewohner, wenn sie die Ähnlichkeit in dieser Familie kommentierten.

Aber Meggy war nicht nur Josefs Lieblingstochter, sie war auch sein Sorgenkind, stur wie nur was. Und so fand er es nicht verwunderlich, dass sie die einzige seiner sieben Töchter war, die sich einen solchen Ausbruch aus den Konventionen erlaubt hatte. Oh, er liebte seine Enkeltochter Hebron nicht weniger als die ehelich geborenen Enkel, das war überhaupt keine Frage, aber glücklich war er über das Nichtvorhandensein des dazugehörigen Vaters nicht.

Als sie vom erfolgreich absolvierten elterlichen Besuch heimfuhren, schlief Hebron im Auto ein, und Willy, der es genoss, den Scirocco zu steuern, während seine rechte Hand auf Meggys warmem Oberschenkel lag, nahm eine Abkürzung querfeldein. Am Ochsenhügel hielt er genau an der Kurve, an der sie sich kennengelernt hatten, legte einen Arm um ihre Schulter und öffnete eine Dose Bier.

Da es noch nicht dunkel und der Novemberhimmel klar und wolkenlos war, konnten sie bis weit in die Kölner Bucht sehen, sogar die Spitzen des Doms waren zu erkennen. Als die Sonne sich hinter den tannengrünen Hügeln der Eifel verkroch und die kahlen Kronen der Laubbäume in ein letztes winterlich kaltes Licht tauchte, löste Willy die Handbremse und ließ das Auto holpernd über die Kuhwiese bis zu Meggys Haus rollen.